



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dichtung und Wahrheit aus dem griechischen Alterthum.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dichtung und Wahrheit aus dem griechischen Alterthum.

Populäre Aufsätze aus dem Alterthum von K. Lehrs. Leipzig, Teubner. 1856.

Daß der Verfasser einer unsrer ersten Meister im Fach der Alterthumswissenschaft ist, das ist wol nicht bloß in dem großen Kreise der Fachgenossen bekannt. Seine bisherigen nur für diesen Kreis zugänglichen Werke vereinigen Eigenschaften, die einzeln nicht allzuhäufig, vereint aber äußerst selten angetroffen werden: moderne Gelehrsamkeit, glänzender Scharfsinn, vollendeter Geschmack, eiserne Energie in der Untersuchung; Eigenschaften, um derentwillen der verewigte Gottfried Hermann Lehrs Arbeiten „wahre Herkulesarbeiten“ nannte; Eigenschaften, um derentwillen die leipziger philosophische Facultät in jenen bessern Tagen, als sie noch Haupt und Zahn zu ihren Mitgliedern zählte, Lehrs zu Hermanns Nachfolger erkor. Das gegenwärtige Buch ist so geschrieben, daß jeder Gebildete es lesen kann, und niemand wird es aus der Hand legen, ohne dem Verfasser für die reichste Belehrung und Anregung dankbar zu sein. Er zeigt sich hier von einer Seite, die in seinen rein philologischen Arbeiten nicht hervortreten konnte. Ein eindringendes und feines Verständniß des hellenischen Geistes, ein ebenso tiefes als zartes Gefühl für Poesie tritt dem Leser hier überall entgegen und hält ihn unwiderstehlich fest.

Nur bei einigen dieser Aufsätze, besonders bei denen über die Darstellung der Helena in der griechischen Poesie, und über die griechische Vorstellung von dem Reide der Götter, hat der Verfasser dem Leser vergönnt, die Untersuchung zu verfolgen, aus der er seine Anschauungen gewonnen hat; bei den übrigen hat er verschmäht die Fülle der Beweise mitzutheilen, auf denen die Resultate beruhen. Damit ist zwar für das Interesse des größern Publicums genug geschehn; aber im Interesse der Philologen ist es zu bedauern, daß der Verfasser ihnen nicht gestattet hat, ihn auf den langen, verschlungenen und für jeden andern leicht zu verfehlenden Wegen zu begleiten, auf denen er zu seinen Zielen gelangt ist; und er neckt sie gewissermaßen, wenn er öfter ungefähr andeutet, wo er seine Schätze gehoben hat, ohne die Stelle genau zu bezeichnen. Das freilich würde der Sachkenner leicht sehn, auch wenn der Name des Verfassers nicht auf dem Titel stände, daß die hier mitgetheilten Aufklärungen nicht ohne die umfassendste und eindringendste Durchforschung des ganzen Alterthums gewonnen werden konnten: während Halbwisser, besonders wenn sie hier und da auf etwas Bekanntes stoßen, vieles so natürlich und einfach finden werden, daß sie sich möglicherweise einbilden könnten, sie hätten es ebensogut gewußt. Der Verfasser hat seine Betrachtungen über die Sagenbildung in der griechischen Literatur zunächst an Gestalten geknüpft, die durch bekannte deutsche

Dichtungen auch bei uns heimisch geworden sind, wie Arion, Sappho und Ibykus. Die wunderbare Rettung des Meisters der Töne durch einen Delphin erzählt schon Herodot, er selbst sah in Tanaron ein bronzenes Monument, das das Wunder bezeugte, eine Figur auf einem Delphin reitend. Die Geschichte des Ibykus wird zufällig nur in einer späten Quelle in Kürze berichtet, dagegen eine nicht minder wunderbare von Simonides mehrfach erzählt. Er war von einem thessalischen Fürsten, Namens Stopas, aufgefordert worden, einen in den heiligen Kampfspielen von diesem erfochtenen Sieg zu besingen. Nach der Sitte der Dichter, (die auch Pindar in seinem Siegeroden regelmäßig befolgt) hatte er das Ereigniß durch Gegenbilder aus der Göttersage zu erklären gesucht und namentlich dem Preise der Dioskuren als Schutzgötter der Kampfspiele einen Raum in seinem Gedicht vergönnt, der dem Besteller für den Zweck desselben zu groß erschien; und Stopas soll so wenig Gentleman gewesen sein, ihm nur die Hälfte des versprochenen Honorars zu zahlen, mit der Bemerkung, die andere Hälfte möge er sich von den Dioskuren, zu deren Verherrlichung er ebenso viel gesagt habe, geben lassen. Kurz darauf wird Simonides von der Tafel des Fürsten fortgerufen: es ständen zwei unbekannte junge Männer vor der Thür, die dringend verlangten ihn zu sprechen. Er geht hinaus — und findet niemand. Aber ehe er noch wieder in das Haus gehn kann, stürzt die Decke des Saals ein, in dem Stopas schmauste, wobei dieser mit allen den Seinigen den Tod fand.

Daß diese drei Sagen von Arion, den Kranichen des Ibykus und Simonides nicht auf entstellten Thatsachen beruhen, sondern daß sie alle aus ein und derselben ethischen Veranlassung entsprungen sind, daß sie alle ein und denselben Gefühlsausdruck geben sollen, zeigt schon ihre große Conformität, und die Idee, die sich in allen dreien verkörpert, ist, daß der Sänger „in heiliger Hüt“, im besondern Schutze der Götter steht. Dies ist uns zwar verständlich, nur in Griechenland aber war dies Gefühl so intensiv, daß es in der Sage sich seinen Ausdruck schuf. „Dem Griechen war der Dichter nicht nur der Träger seines Nationalruhms, immer der vorzüglichste, lange der einzige; nicht nur der Lehrer und Mahner des Guten und Rechten, oder wie er es gern nannte, des Schönen. Die Gesetze, sagt ein Redner, befehlen nur, die Dichter aber lehren und bereden die Menschen zum Rechten! Er war ihnen wie ein Priester; sie konnten ohne ihn ihre Götter nicht ehren; er schuf die heiligen Lieder, ordnete ihnen ihre Chöre, er lehrte sie oft schon als Kinder das Festlied, womit sie zum Tempel des Gottes zogen, was ihnen noch im Alter eine erhebende Erinnerung blieb. „Noch als Gattin sagst du, ich sang den Göttern, Als den Festtag brachte der Zeiten Umlauf, Nach die Lieder, wie mir die Weisen angab Flaccus der Seher,“ sagt Horaz in griechischem Sinn und vermuthlich nach griechischem Vorbilde. Aus solcher Stimmung heraus erschien der Dichter,

und vorzugsweise der lyrische, unverzüglich von Menschen und unter besonderer Aufsicht der Götter; diese lebendige Idee schuf sich die Materie. Das ist der Ursprung jener Mythen und ähnlicher; denn man findet denselben Gedanken noch mehrmals sonst in den Dichtergeschichten wiederkehrend, z. B. den, von dessen Hand Archilochus in der Schlacht getödtet war, wies die Pythia, als er einst das Orakel befragen wollte, mit den Worten zurück: der den Musenpriester erschlug, entweiche vom Tempel. Und so fort."

Trotzdem daß das Zusammenhalten dieser innerlich verwandten Sage die Veranlassung ihrer Entstehung so deutlich zeigt, hat man sich auch hier nicht des Glaubens enthalten können, irgend etwas Wahres müsse doch darin sein. Arion, hat man gemeint, müsse doch wenigstens räuberischen Nachstellungen auf einer Seefahrt glücklich entgangen sein, den Delphin habe man dann hinzuge-
gethan. Die Geschichte des Simonides ist folgendermaßen construiert worden. Skopas habe sich irgend etwas ganz besonders Grausames gegen die Theffalier zu Schulden kommen lassen. Aus Rache haben sie den Saal, den er sich zum Siegesmahle bauen ließ, unterminirt; „den süßen Dichter“ aber haben sie vorher herausgerufen. „Man kennt, sagt Lehrs, diese Art natürlicher Erklärung wie sie genannt wird, aus einem andern Gebiete gut genug; ein jedes Factum wird als wahr vorausgesetzt, nur das Wunderbare abgestreift, da aber die Facta dann auseinanderfallen und sich Schaden thun, so setzt man sie neu zusammen mit der stillschweigenden Erlaubniß und Nothwendigkeit, was sich verrenkt hat, zu zerren, wo es noch nicht schließen will, ein Stückchen hineinzusetzen, bis die plumpste Marionette zu Stande gebracht wird, die zugleich geschmacklos und unwahr ist."

„Wie viel nun, wenn sich einmal die Sage verräth, Thatsache bleibt, kann nie, wenn nicht andre Zeugnisse hinzukommen, gewußt werden. Zwar ist es natürlich und ist auch oft geschehn, daß sie an irgend ein Factum, das sonst aus dem Leben der betreffenden Personen gangbar oder beglaubigt war, anknüpfte (bei den Dichtern manchmal an ein Gedicht); allein welches eben dieses Factum sei, wie weit es reiche, kann nie gewußt werden; ja nothwendig ist es überhaupt nicht.“ Es gab unter Simonides Siegeroden eine mit einer Episode auf die Dioskuren, allein sie war nicht für Skopas gedichtet. Simonides war auch mit den Skopaden befreundet, und einige von ihnen fanden einen plötzlichen Tod, wie es scheint durch einen Einsturz; aber Simonides ist nicht hierbei gerettet worden, ja überhaupt nicht zugegen gewesen. Ein für den Dichter so ruhmvolles, für seine Frömmigkeit so bedeutendes Ereigniß hätte in seinen Gedichten erwähnt sein müssen; aber nicht einmal in einem Klage-
lied, das er auf den plötzlichen Untergang der Skopaden gedichtet hatte, und dessen Anfang noch erhalten ist, kam etwas davon vor. Die Richtung, bloß aus den Mythen die wahren Facta herauschälen zu wollen, sagt

Lehrs, führt zu dem Verkehrtesten; sie führt zu dem, womit uns (nicht ohne Beschämung kann man es sagen) noch in den letzten Zeiten aufgewartet worden ist, zu Geschichten des trojanischen Krieges und der Amazonen."

Eine andre Quelle, aus der zahlreiche Fabeln in die griechische Literaturgeschichte geflossen sind, ist die Komödie. Aus ihr rühren namentlich die Erzählungen von seltsamen Todesarten berühmter Männer her; denn das Lustspiel scherzte über alles, auch über das wichtigste Ereigniß im Leben, den Tod. Wenn z. B. der Cyniker Diogenes an einem rohen Ochsenfuß gestorben sein soll, den er herunterschlang, so ist die Erfindung handgreiflich, und der Spott aus dem Widerwillen hervorgegangen, den dieser plumpe Versöhner der Grazie und Schicklichkeit der attischen Urbanität einsöste. Ein anschauliches Beispiel, wie solche Geschichten in Umlauf kamen, die von spätern Schriftstellern als baare Münze genommen, ihren Weg auch in neuere Geschichten der Literatur gefunden haben, besitzen wir noch in dem „Frieden“ des Aristophanes. „Ein älterer Kunstgenosß des Aristophanes war der bekannte Komiker Kratinus, welcher in dem allgemeinen Rufe stand und auch bei den Komikern deswegen des Spottes genug zu hören hat, daß er der Weinflasche zu fleißig zuspreche. Nun heißt es in einer Scene des „Friedens“, wo über verschiedene Angelegenheiten Athens Erkundigung eingelegt wird: „Lebt denn der weise Kratinus noch? — Der ist gestorben, als die Lacedämonier einen Einfall machten. — Wie denn? — Er sank in Ohnmacht, als er sie ein volles Weinglas zerbrechen sah.“ — Die ganze Geschichte von Sappho und Phaon, die dem deutschen Publicum so viel Thränen gekostet hat, ist nichts als eine Erfindung der griechischen Komödie; es ist Winklers Verdienst, dies nachgewiesen zu haben. Die „veilchenlockige, hehre, mild lächelnde Sappho“, wie sie ihr Zeitgenosß und Mitbürger, der Dichter Alcäus, nennt, hatten die Lustspielsdichter zu einem kleinen, schwarzen, häßlichen, verbuhlten alten Weibe gemacht, das sich vergebens um die Liebe des schönen Phaon bewirbt; diesen scheinen sie als eine Art Faublas dargestellt zu haben. Um des Contrastes willen hatten sie der Sappho noch die beiden bissigsten griechischen Dichter, Hipponax und Archilochus, zu Liebhabern gegeben, was wegen der Zeitverhältnisse ganz unmöglich ist. — Die hervorragendsten Erscheinungen auf allen Gebieten, Philosophen, Gelehrte, Dichter und vor allem Staatsmänner und Redner mußten sich gefallen lassen, in dieser Weise auf der Bühne dem Volke zur Unterhaltung zu dienen; und wer die Komödien des Aristophanes kennt, weiß, wie ausschweifend ihre Phantasie in Erfindung von Geschichten war, von denen kein Wort wahr ist. Den Aristophanes als Quelle für die politische Geschichte seiner Zeit benutzen, hat ebenso viel Sinn, als sich über die heutigen preussischen Staatsmänner aus dem Kladderadatsch, oder die englischen aus dem Punch belehren wollen. Nichtsdestoweniger ist es von jeher geschehn, und

geschieht noch immer; namentlich von der Seite her, in deren Interesse es liegt, das republikanische Athen als einen Pfuhl der Corruption und Gemeinheit, und die Demagogen als den Abschaum der Menschheit darzustellen. Es ist eins von Grotes Verdiensten, daß er dieser Auffassung überall nachdrücklich entgegengetreten ist. Diejenige Persönlichkeit, der der Spott der Komödie in den Augen der Nachwelt am meisten geschadet hat, ist Kleon, und die Caricatur, die Aristophanes von ihm gemacht hat, liegt eigentlich den über ihn verbreiteten Vorstellungen zu Grunde; durch Grotes lernen wir ihn richtiger würdigen. Man hat bei dieser Art von Quellenbenutzung immer ganz vergessen, daß ja Sokrates bei dem ungezogenen Liebling der Grazien durchaus nicht besser behandelt wird. Ueberhaupt aber war es nicht blos die Komödie, sondern die täglichen Reibungen des öffentlichen Lebens in seiner damaligen Freiheit, Öffentlichkeit und Gemeinsamkeit, die zu hundertfältigen Uebertreibungen, boshaften Erdichtungen und Geschichtchen Veranlassung gaben. „Bei der unbeschränkten Gedanken- und Redefreiheit eines begabten Volks, bei der durch Polizei und Convenienz nicht eingeeengten Freiheit des Handelns entwickelten und äußerten sich die verschiedensten Richtungen. Da docirten und gebahrten sich die verschiedensten philosophischen Lehrer, und zwar nicht in der Zurückgezogenheit des Ratheders, sondern auf öffentlichen Plätzen, in Hallen und Gymnasten, wo Neugierige und Wissbegierige, Geschäftige und Müßige, Freunde und Gegner, Lober und Spötter kamen und gingen, hörten und horchten, sahen und beobachteten, jeder nach der Stimmung, die er mitbrachte. Und diese Philosophie war nicht eine buchgelehrte; sie hatte und sollte haben eine unmittelbare Beziehung auf das Leben; ausprägen sollten sich in den Handlungen der Philosophen, ja an seiner Person selbst seine Grundsätze. Ging ja das bis zur Kleidung herab, an der man die verschiedenen Schulen unterscheiden konnte, Mantel und Schuhe, Bart und Stock. Hatte nun einer das Bild eines Philosophen, ich will nicht sagen von Diogenes, aber von Sokrates genommen, so war ihm die elegantere Haltung, mit der Plato und die Seinigen aufzutreten pflegten, ein Anstoß, eine unphilosophische Weichlichkeit oder Ueppigkeit, die sie dann auch sogar als Unzüchtigkeit raillirten oder auch ernstlich glaubten, sie können dabei nicht fehlen, und wie leicht sich zu der Vorstellung verzerrte oder erdachte Geschichten finden, weiß wol jedermann. Mit solchem Bilde muß man an die Biographien der Philosophen von Diogenes Laertius gehn, um in diesem Labyrinth von Anekdoten und Erzählungen einen Weg zu finden.“

Die bis zur Sentimentalität gesteigerte Schonung und Vorsicht im Umgange, die zum guten Theil eine Folge unserer Verhältnisse ist, kannten die Alten nicht, am wenigsten die Griechen, deren leicht beweglicher Natur die Behutsamkeit und Zurückhaltung, ja gradezu gesagt auch der strenge Wahrheitsinn

nicht gemäß war. Namentlich auf der Rednerbühne steigerte sich die Freiheit zur Frechheit, was der eignen Partei nützen, der Gegenpartei Schaden konnte, galt für erlaubt, nicht bloß in politischen Debatten, sondern auch in Verhandlungen vor Gericht. Wir haben das Bruchstück einer Rede, die der Redner Lysias gegen den sokratischen Philosophen Aeschines für jemanden geschrieben hat, der diesen wegen einer Schuldforderung belangte. Folgendes Bild entwirft der Anwalt des Gläubigers von den finanziellen Verhältnissen des Schuldners. „Mit Tagesanbruch kommen so viele vor sein Haus, Geliebtenes zurückzufordern, daß die Vorübergehenden glauben, er sei todt und sie versammeln sich zum Begräbniß. Und alle Einwohner im Piräus sind so gegen ihn gesonnen, daß sie meinen, es sei viel sicherer, in das adriatische Meer zu schiffen, als mit ihm Geschäfte zu machen. Denn was er borgt, hält er viel mehr für sein Eigenthum als was ihm sein Vater hinterlassen hat. Hat er nicht gar das Vermögen des Silberhändlers Hermäus in Besitz genommen, nachdem er seine Frau verführt, die siebzig Jahr alt ist? Indem er sich anstellte, in sie verliebt zu sein, hat er sie so zu stimmen gewußt, daß sie ihren Mann und ihre Söhne zu Bettlern machte, ihn selbst aber in einen Salbenhändler verwandelte. So verliebt ist er mit seinem Püppchen umgegangen, und genoß ihre Jugend, deren Zähne zu zählen leichter ist, als die Finger an ihrer Hand!“ Viel mehr dürfte hinter dem allen wol nicht stecken, als daß der Philosoph „das allgemeine menschliche Loos theilte, ein schlechter Zahler zu sein“; und mehr haben auch ohne Zweifel die an solche Reden gewöhnten Geschwornen nicht geglaubt.

Vielleicht noch mehr erfundene Geschichten als durch die politischen und gerichtlichen Reden, sind durch die bloß zur stilistischen Uebung und Ostentation gehaltenen in Umlauf gekommen. Als das politische Leben Griechenlands aufgehört hatte, wendete sich die Thätigkeit und Geschäftigkeit freisamer Geister, den Studien zu. Namentlich kam das Studium der stilistischen Muster in Schwang, und der Eifer, mit dem es getrieben wurde, ging bis zum Lächerlichen. Sowol die Professoren des Stils und der Eloquenz (man nannte sie Sophisten), als die Studenten wetteiferten nun in Aufsätzen und Reden, theils um sich die Vorzüge der alten Vorbilder recht zu eigen zu machen, theils um sich mit den Resultaten ihrer Bemühungen zu produciren. Dieses Studium der Rhetorik wurde dann auch in Rom eingebürgert, und jeder, der eine gentlemännische Erziehung genoß, machte die Schule durch, was auf den Stil der Schriftsteller des ersten Jahrhunderts einen unverkennbaren Einfluß geübt hat; keiner ist ganz von rhetorischer Färbung frei. Die Themas dieser Uebungsreden, die in einigen Punkten mit den deutschen Aufsätzen unsrer Primaner Aehnlichkeit haben, waren sehr vielfacher Natur. Theils sprach man über wichtige Gegenstände, in deren Erhebung dann die Kunst bestand, als: Lob

der Fliege oder Mücke, des Staubes oder Rauches, oder man setzte gefeierte Personen herab und erhob geschmähte, als: Lob des Theristes, Erhebung des Paris über Hector u. dgl.; theils fingirte man Fälle, gewöhnlich ebenso grausenhaft als unmöglich, in denen die jugendliche Beredtbarkeit sich nach Herzenslust austoben konnte: als Vaternorde, Giftmischereien, Blutschande und Ehebruch, grausame Tyrannen und entmenschte Piraten spielten eine Hauptrolle. Um zu zeigen, wie weit die Absurdität dieser Themas ging, sei hier eins angeführt, über das eine lateinische Uebungsrede noch erhalten ist. Die Bienen eines armen Mannes schwärmen in dem Garten eines reichen Nachbarn und saugen dessen Blumen aus. Um dies zu verhindern, vergiftet der Reiche die Blumen, und die Bienen des Armen kommen jammerpoll um. Die Aufgabe ist, eine Anklagerede gegen den reichen giftmischenden Bienenmörder zu halten. Sehr häufig wurden die Stoffe auch aus der mythischen oder wirklichen Geschichte genommen. „Die Thaten der Vorfahren, sagt Lehrs in einem andern Aufsatz, waren durch die Geschichte überliefert, und die konnte man feiern. Aber ihre Reden bei hundert Gelegenheiten waren nicht überliefert. Also konnte man reden, was sie hätten reden können und was man ihnen hätte erwidern können, und was sie bei der oder jener Gelegenheit, wo sie gar nicht geredet, hätten sie geredet, würden geredet haben. Einige solche Themata waren z. B. Demosthenes nach der Schlacht bei Chäronea. Wie vertheidigte sich Demosthenes gegen die Anklage des Demades, vom Perserkönig mit funfzig Talenten bestochen zu sein u. s. w. Eine zur Uebung gegen Sokrates geschriebene Anklagerede ist schon im Alterthum für die echte gehalten worden, und noch haben wir eine Rede gegen Epikur wegen Atheismus; diese ist eine reine Fiction, denn gegen Epikur ist nie eine solche Anklage erhoben worden. Ebenso verdankt die Nachricht von einer Doppelche des Sokrates ihre Entstehung der Phantasie der Rhetoren. Ueberall wurden die historischen Verhältnisse in diesen Reden nicht bloß nach den Voraussetzungen einer imaginären Welt umgestaltet, sondern auch ohne weiteres erforderliche Thatsachen zugelegt, um die Sache pikanter oder schauerlicher zu machen. So z. B. hat die gangbare Erzählung von Ciceros Ermordung ihren Ursprung in einer kleinen geschickten Entstellung der Thatsache durch die Rhetorenschulen. Der Mörder des Cicero wurde von den Geschichtschreibern verschieden angegeben, und nur wenige nannten einen gewissen Popillius Lanas, den Cicero einmal in einem Civilproceß vertheidigt haben sollte. Den Rhetoren war dies nicht rührend genug, und um den Effect zu steigern, erzählten sie, Cicero habe jenen in einem Criminalproceß vertheidigt. So liest denn die Jugend, Dank ihren Bemühungen, mit Schauer und Rührung noch heute in Beckers Weltgeschichte: der Mord sei ausgeführt worden durch ein Ungeheuer, dem Cicero einst vor Gericht das Leben gerettet hatte.“

Ein eclatantes Beispiel einer literaturgeschichtlichen Fabel, die aus dieser Quelle geflossen, noch bis in die neueste Zeit, selbst noch bei F. A. Wolf als Wahrheit gegolten hat und erst von Lehrs im richtigen Licht gesehen worden ist, sind die Geschichten von Zoilus, der als angeblicher Tadler der homerischen Gedichte bei der Nachwelt unschuldigerweise zum Prototyp kleinlicher und unverständiger Kritiker geworden ist, die das Schöne bemäkeln und begeifern, weil sie es nicht begreifen. Wir wissen jetzt, daß sein „Tadel Homers“ nicht ernster gemeint war, als das Lob der Klytämnestra oder der Tadel der Penelope in den Rhetorenschulen; und ein Buch von ihm, worin er eine Menge ästhetischer Ausstellungen und sprachlicher Fehler im Homer aufstellte, war ironisch gehalten und galt nicht dem Homer, sondern den damaligen Philologen, deren Kleinmeisterei und Silbenstecherei damit perffifftirt werden sollte. „Nun aber lesen wir, daß er Homers Bildsäule gegeißelt. Und von seinem Tode, um andere ähnliche Geschichten zu übergehen, sagt Vitruv: nach einigen sei er „gleich als ein Vaternörder“ von Ptolemäus Philadelphus gekreuzigt worden, nach anderen sei er gesteinigt, nach anderen zu Smyrna lebendig verbrannt, endlich er sei vor den versammelten Griechen in Olympia vom Felsen gestürzt. Daß er ihn mit Ptolemäus Philadelphus zusammenbringt, ist beiläufig ein Anachronismus. Er kann zu dessen Zeit nicht mehr gelebt haben.“

Wir wollen noch zwei Beispiele kunstgeschichtlicher Fabeln hinzufügen, die ebenfalls aus der Rhetorenschule stammen. Ein Thema war: Phidias habe bei der Arbeit der Kolossalstatue des Jupiter in Olympia Gold unterschlagen. Die Eleer, die ihn zu dieser Arbeit berufen hatten, lassen ihm zur Strafe beide Hände abhauen, und senden ihn so nach Athen zurück. Die Athener fordern für die Verstümmelung ihres Mitbürgers einen Schadenersatz von hundert Talenten. Es soll für und wider gesprochen werden. Daß an dieser Geschichte kein wahres Wort ist, braucht nicht gesagt zu werden; aber merkwürdig ist die Rücksichtslosigkeit, mit der der größte Künstler Griechenlands zum Gegenstande einer ebenso albernen als scheußlichen Erfindung gemacht wurde. Interessanter ist ein anderes auf den Maler Parrhasius bezügliche Thema. Er hat nach der Eroberung von Olynth durch Philipp von Makedonien, (zu welcher Zeit er beiläufig gesagt kaum noch gelebt haben kann) einen der gefangenen Olynthier, die der Sieger als Sklaven verkaufen ließ, einen alten Mann, an sich gebracht, nach Athen geführt, gefoltert und nach diesem Modell seinen leidenden Prometheus gemalt; der Olynthier ist auf der Folter umgekommen. Parrhasius stellt das Bild im Minervatempel auf, und wird der Verletzung des Staates angeklagt. Man erinnert sich, daß von manchem wegen der treuen Darstellung des Leidens bewunderten Crucifix in der neuern Zeit die Sage gegangen ist, der Künstler habe einen Menschen gekreuzigt, um seine Studien an ihm zu machen, wie z. B. von dem Christus

des Michelangelo in der Karthause von Neapel; Chamisso hat diese Sage in einem Gedicht behandelt. Es scheint also, als wenn auch die Sage von dem Prometheus des Parrhasius nicht in dem Gehirn der Rhetoren entsprungen ist, sondern in der schauernden Bewunderung, die das Bild durch seine Wahrheit einflößte. Beiläufig gesagt, haben wir noch Notizen über die verschiedenen Reden, welche über dies Thema gehalten worden sind. Einer der Rhetoren hatte unter andern dem Parrhasius zur Last gelegt, daß er Martern eines Gottes dargestellt habe. Kaum irgendwo tritt der Gegensatz der antiken Kunst gegen die christliche greller hervor als hier, wo ein Gegenstand vom Standpunkt der Frömmigkeit aus verworfen wird, der in der christlichen Welt Meißel und Pinsel grade der frömmsten Künstler am meisten beschäftigt hat.

Ebenso wie Reden wurden auch Correspondenzen berühmter Männer im Alterthum geschrieben, auch diese gewöhnlich nicht in der Absicht damit zu täuschen, sondern theils zur Uebung, theils zur Ostentation. In der neueren Zeit haben sie jedoch als echt gegolten, und sind als Quellen benutzt worden, bis Bentley durch seine Abhandlung über die Briefe des Phalaris und über die Briefe des Themistokles, Sokrates, Euripides der gelehrten Welt hierüber die Augen öffnete. So wenig bedeutend der Gegenstand dieser Schrift war, so ist sie doch eine der folgenreichsten in der ganzen philologischen Literatur gewesen. Denn dadurch, daß hier zum ersten Mal eine Ueberlieferung umgestoßen wurde, die Jahrhunderte hindurch als echt gegolten hatte, fing die bis dahin unangreifbare Autorität der Ueberlieferung überhaupt an zu wanken, und eine Kritik, die früher als ruchloser Skepticismus verdammt worden wäre, gewann den Muth hervorzutreten. So ist in gewissem Sinn Bentleys Schrift über die Briefe des Phalaris die Vorläuferin von F. A. Wolfs Untersuchungen über die homerischen Gedichte gewesen.

Lehrs schloß diese Abhandlung bei ihrem ersten Erscheinen (1847) mit folgenden Worten Dahlmanns: „Wer das tägliche Leben kennt oder auch nur die Zeitungen, weiß, daß neben jeder bedeutenden Thatsache eine Menge von falschen Auswüchsen wuchert, von absichtlichen oder unabsichtlichen Entstellungen, selten alle bis zu ihrer Geburtsstätte zu verfolgen, aber alle dem reifen Beurtheiler vollkommen gleichgiltig. Von der beliebten conciliatorischen Kritik dagegen wird jeder Notizenzuwachs als baarer Gewinn an Vermögen betrachtet: quilibet praesumitur bonus; und muß wegen allzubringenden Verdachts auch ein Anklagezustand eintreten, man glaubt dennoch zur Defension alles Erdenkliche und kaum Erdenkliche versuchen zu müssen.“

Seit Schiller zuerst in dem Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung auf den Mangel an Naturbeschreibungen in der antiken Poesie aufmerksam gemacht hat, haben viele den Alten das Naturgefühl ganz abgesprochen. Um diese Ansicht zu widerlegen, hat Alexander von Humboldt im Kosmos aus der

ganzen classischen Poesie und Literatur von ihren ersten Anfängen bis in die christlichen Jahrhunderte hinein eine sehr große Menge von Stellen, in denen sich ein lebhaftes Gefühl für Naturschönheit verräth, oder in denen die Natur geschildert wird, zusammengestellt; und dadurch die Vorstellung, daß den Alten Naturgefühl überhaupt gefehlt habe, für immer beseitigt. Schillers Empfindung war jedoch so weit richtig, daß das Verhältniß der Alten zur Natur von dem der Neuern wesentlich verschieden gewesen ist, und namentlich daß es sich einen völlig andern Ausdruck gebildet hat, und zwar durch Personification der Naturerscheinungen. Wer das Naturgefühl der Alten erkennen will, muß in ihrer Mythologie forschen, wo man denn wie natürlich zunächst sich der Nymphen erinnert. Was anders denn wäre die Schöpfung der Nymphen, sagt Lehrs, als der plastisch-religiöse Ausdruck eines innigen Naturgefühls, als die Umsezung des innigst empfundenen Natureindrucks in plastischen Ausdruck und Anschauung, oder der plastisch objectivirte Natureindruck. So wie der Grieche in die örtliche Natur um sich sah, in seine Wälder und Grotten, seine Berge und Schluchten, seine Quellen und Wellen, so empfing er den Eindruck eines Lebens, eines anmuthigen üppigen Lebens, eines von ihm unabhängigen göttlichen Lebens so lebendig, so innig, so hehr, daß sich ihm die empfundene Wirkung sogleich in göttliche Wirksamkeiten umsetzte und diese göttlichen Energien nun nach seiner Weise sogleich als göttliche Gestalten, göttliche Personen hervorsprangen. — An Berg, Grotte, Fluß, Wellen und so fort interessirt ihn die Materie gar nicht: sie entschwindet ihm; was ihn angeht, was ihn anspricht und erfasst, ist die Anmuth, die Klarheit und Regsamkeit der Quelle, die sichere Kraftfülle des Flusses, das schattige Dunkel des Hains, die üppige Feuchte der Trift, das farbige Wellenspiel des Meeres: kurz diese und solche gleichsam seelische Eigenschaften, die wieder auf seine Seele wirken, die aber er eben nicht auffaßt als Eigenschaften an einem Körper, sondern empfindet als Lebensäußerungen, als göttliche Wirksamkeiten.“

Das Wort Nymphe bezeichnete bei den Griechen das Mädchen an dem Tage, an dem der Bräutigam sie heimführt, und die junge Frau behielt den Namen, so lange ihre Erscheinung nicht zu entschieden die Matrone verrieth. Denn einen Namen, der dem deutschen Braut entspräche, „den das Mädchen seit der Verlobung führt, und womit wir sie gleichsam in ein höheres Stadium getreten und in einer Art Verklärung bezeichnen“, hat die griechische Sprache gar nicht. Der Grund ist, daß die Verlobung bei den Griechen ein bloßer Pact war, der das Verhältniß der Verlobten zueinander nicht änderte; das Mädchen blieb nach wie vor in der stillen Abgeschiedenheit des Frauengemachs und ihr Verlobter sah sie wenig oder gar nicht; einen bräutlichen Umgang, einen Brautstand gab es nicht, erst mit dem Hochzeitstage trat die veränderte Stellung des Mädchens ein, und mit ihm also auch der neue Name, der in

der Prosa nur für diesen Fall, in der Poesie für ein jugendliches weibliches Wesen, für „Maid“ überhaupt gebräuchlich ist. So sind also die Nymphen die göttlichen Naturmädchen.

In der griechischen Naturauffassung belebte und bevölkerte sich mit diesen lieblichen Gestalten Meer und Land, Wiesen und Berge, Quellen, Wasser und Wälder. In den Wäldern waren sowol Waldnymphen als Baumnymphen heimisch, und der Unterschied zwischen beiden ist für eine richtige Einsicht in die griechischen Vorstellung wichtig. Schillers Verse „diese Höhen füllten Dreden, eine Dryas lebt in jenem Baum“ hört man bisweilen sprechen: „eine Dryas lebt in jedem Baum.“ Hiermit würde völlig eine Ansicht ausgedrückt sein, welche bei den Griechen weder ursprünglich noch allgemein zu irgend einer Zeit gegolten hat. Zuerst und allgemein galt die Annahme von Waldnymphen, die in den Wäldern hausend das Leben und Weben der Wälder und Bäume darstellen. Und für sie wird der Name Dryaden d. h. Eichenen gangbar. Der nicht ganz so alte Glaube an Baumnymphen knüpfte sich natürlich doch wol zuerst an Bäume „von ganz besonderem Alter, Höhe, Schönheit und Umfang,“ für die man denn eigne mit ihnen verbundene Nymphen zu denken begann. „Und da konnte sich auch die Vorstellung einfinden, daß beide zu gleicher Zeit geboren werden und sterben, die Vorstellung von Nymphen, welche, wie Pindar sagt, das Ziel eines baumgleichen Lebens erloost.“ Denn daß Götter sterben können, ist eine Vorstellung, die durchaus nicht der griechischen Idee von der Gottheit widerspricht. Schon in einem sehr alten Hymnus auf Aphrodite wird von einer Zahl heiliger Bäume auf dem waldigen Ida gesprochen, „Tannen und hochwipflige Eichen, schöne, blühende, hochragende, umrauschte; die Menschen nennen sie Heiligthümer der Unsterblichen und tilgen sie nicht mit dem Eisen,“ sie sind der nimmerruhenden Erde zugleich mit dem Entstehen der Nymphen entsprossen. „Aber wenn das Geschick des Todes herantritt, dann beginnen die schönen Bäume zu verdorren, rings schwindet die Rinde, es fallen die Aeste, und zugleich verlassen die Seelen der Nymphen das Licht der Sonne.“ Dies gemeinsame Entstehn und Vergehn ist „wie eine prästabilierte Harmonie“ behandelt, Nymphe und Baum entstehn mit-, nicht durcheinander, ihre Zusammengehörigkeit ist eine ethische, keine physische. Daher ist die Vorstellung von dem Mitsterben der Nymphe mit dem Baum auch nicht immer festgehalten worden. Auf der Verbindung beider aber beruht die oft erzählten Märchen von Holzfällern, die trotz der Bitte der Nymphe, ihren Baum zu schonen, diesen niederschlagen und sich ihren Zorn zuziehen, oder von andern, die einen sinkenden Baum stützen und ihren Dank erwerben. Daß durch Einhauen in einen solchen Baum die Nymphe selbst verwundet werde und deshalb Blut aus dem Baume fließe, ist eine Subtilität der Superflugsheit erst des Römers Ovid.

Wenn der nahende Frühling wieder zum Weilen im Freien einladet, „wenn, da der Horen Gemach sich eröffnet, die nektarischen Pflanzen den duftenden Frühling empfinden, wann über die unsterbliche Feste liebliche Beilchen verstreut werden und die Rose sich dem Haar gesellt“ (Pindar) — dann verlassen die Nymphen die schützenden Grotten, dann zu den Grazien gesellt beginnen sie ihre Tänze auf der Flur: so schildert Horaz, nach griechischem Vorbilde das Eintreten des Frühlings. Und so leben sie ihr kummerloses Leben auf Wiese und Berg, in Wäldern und an Quellen, „jagen im Gefolge der Artemis, schwärmen im Geleite und Reigen des Dionysos, erziehn die göttlichen Kinder und pflegen Liebesverkehr mit den Göttern des Waldes und der Flur.“ Auch schöne Sterbliche lieben sie, wie Hylas und Daphnis, und überhaupt ist ihnen eine große Menschenfreundlichkeit eigen, wie ja auch die Seite der Natur, die sich in ihnen verkörpert, den Menschen freundlich ist. So sind sie es, die dem einsam streifenden Jäger das Wild zutreiben, dessen er bedarf. Andromache erzählt, wie Achill ihren Vater, den König von Theben, am waldigen Hange des Gebirges getödtet und ihm einen Grabhügel aufgeschüttet habe: „umher aber pflanzten Ulmen die Nymphen des Berges.“ Sie also erhielten in der menscheinsam gewordenen Stätte den Liebesdienst der entführten und getödteten Freunde und Verwandten. Und was man vor allem den Nymphen danken zu müssen glaubte, das war die poetische Begeisterung, weil die Einsamkeit vom Menschengewühl und der Hauch der Natur in dieser erhebenden Wirkung empfunden ward.

Wenn nun in der griechischen Auffassung das Anmuthige, Liebliche, Freundliche in der Natur sich in Mädchengestalt darstellte, so fand auch das Rauhe und Wilde wüster oder struppiger Klippen- und Felsenformationen, das Groteske und Neckische seltsamer Gebirgsschluchten und Thäler (wovon der Rühzahl des Riesengebirges manchen Zug empfangen hat), endlich das Unheimliche und Grauensvolle der tiefen Berg- und Waldeinsamkeit seinen angemessenen Ausdruck. Dies ist Pan, — später auch in der Mehrheit Pane — und auch die Satyrn; für die See sind die Tritonen das neben den Nereiden, was diese Dämonen neben den Dryaden und Dreaden sind. Pan scheint Arkadien, dem Alpenlande des Peloponnes entsprossen zu sein, „wo die schneebedeckten Felsengipfel so kühn und hoch emporstreben, die Quellen so lustig herunterströmen durch dichtes Gebüsch, das überall die Schluchten ausfüllt, und unten in den Thälern die wiesigen Gründe mit den schlängelnden Bächen sich so lieblich dehnen“ (Preller). Ein alter Hymnus auf Pan, der sein Wesen und Treiben im Gebirge schildert, gibt zugleich ein lebendiges Bild dieser arkadischen Natur. Ihm, dem struppigen Gott mit buschigem Haupthaar, heißt es, gehören alle schneeigen Ruppen und Bergspitzen und Felsenhörner. Hier und dorthin schreitet er durch verwachsenen Buschwald, bald zu lieblichen Wassern,

halb über die steilragenden Klippen hin, halb über die weißschimmernden Höhen der Hochgebirge; dann wieder jagt er in Schluchten, und Abends spielt er auf der Rohrflöte; schönere Lieder singt nicht der Vogel, der im blumenreichen Frühling im Laube Klagen ausströmend seinen süßtönenden Gesang erhebt. Und mit ihm tanzen hellsingende Nymphen an der dunkelströmenden Quelle und rings um den Berg tönt der Wiederhall.

Aber der lustige und neckische Berggeist kann auch furchtbar sein; und wenn er zürnt, jagt er nicht nur plötzlichen Schrecken ein (daher jeder Schreck, dessen Veranlassung man nicht kennt, panischer Schreck hieß), sondern auch Wahnsinn. „Dieser Glaube ist ja wol verständlich aus den Wahnbildern, mit denen die Einsamkeit und die unsteten Schatten der Wälder, die wunderlichen Geräusche und phantastischen Baumgestalten erschrecken, unheimliche Figuren zu sehen und unheimliche Stimmen zu hören geben“ (Lehrs). Das überwältigende Grauen, das uns oft in der Einsamkeit der Natur befällt und das am stärksten in dem tiefen Schweigen der Mittagsschwüle ist, wenn die Sonne über der ruhenden Erde brütet; dies bange Gefühl hat die griechische Vorstellung erzeugt, daß um diese Stunde der große Pan schläft, und es ist dann äußerst gefahrvoll, ihn durch Lärm zu stören.

Wenn dem Griechen also seine Anschauung der Natur Götter und Gestalten zeigte, so stellten auch bei Schilderungen der Natur diese Gestalten als Mittel der Beschreibung sich ein. So wird das Eintreten des Frühlings damit geschildert, daß der Horen Gemach sich öffnet, die Grazie mit den Nymphen wieder auf der Flur tanzt; das Meerleben durch „der Nereidenschar hundertfüßigen Reigen“ (Sophokles), und Aeschylus beschreibt eine kleine Felseninsel voll Klippen und Zacken vor Salamis als eine, „die der reigenliebende Pan beschreitet auf dem meerbespülten Uferfels“. Dies alles sind Naturschilderungen, die man freilich nur versteht, wenn man die Bedeutung dieser Figuren kennt, wenn ihr Auftreten das Gefühl und die Anschauung erregt, welche sie dem Griechen erregten. Ueberall in herrlichen Gegenden glaubt er Götter erscheinen zu sehn, nicht bloß jene eigentlichen Repräsentanten des Naturlebens, sondern alle, die häufig auf der Erde verkehren und in deren Wesen Anmuth und Heiterkeit vorherrschend ist, wie in jener berühmten Schilderung von Kolonos im zweiten Oedipus: „wo die melodische Nachtigall gern einkehrt und weit hinausklagt in blühende Thale, Tief aus grünender Nacht des Epheus und göttergeweihtem Wuchs, tausendbefruchtetem, welchen die Sonne nicht und keines Wintersturmes Anhauch trifft; wo von holdem Wahnsinn erfüllt Dionysos stets einherzieht im Geleite der Götter.“

So war das griechische Naturgefühl und so sein Ausdruck. Aber als auch in Griechenland die Schreib- und Redeseligkeit überhandnahm, als man anfang, nicht um des Gegenstandes, sondern um des Stils willen zu schreiben:

da drängte sich auch die Beschreibung, die Schilderung um so mehr hervor, als die Gedanken ausgingen, und welches Thema war zugänglicher und unerschöpflicher als die Natur? Je mehr die eigentlich rhetorische Schriftstellerei allgemein wurde, der es bei dem, was sie sagte, niemals auf das Was, sondern allein auf das Wie ankommt: desto häufiger und breiter wurden die Naturschilderungen, namentlich auch im Roman, der ganz und gar in diese Kategorie gehört; und diese Mode machten auch die zum Theil rhetorisch gebildeten Kirchenschriftsteller mit, aus denen Humboldt im Kosmos einige ganz moderne Beschreibungen mitgetheilt hat. Da diese Rhetoren niemals „bei der Sache sind“, über die sie schreiben, da man ihnen in jedem Wort den Mangel an innerer Theilnahme und die Absicht anfühlt, ihre Kunst glänzen zu lassen, so wird man verstimmt, und um so mehr, als ihre Schilderungen nicht bloß nüchtern und unanschaulich, sondern auch äußerst affectirt sind. In deutschen Uebersetzungen gewinnen sie in der Regel, und nur so ist es erklärbar, daß Goethe den Schäferroman Daphnis und Chloë hat hochschätzen, daß er sich mit dem abgeschmacktesten und erbärmlichsten aller Schönredner, mit Philostrat, hat dauernd beschäftigen können.

„Die griechischen Rhetoren der spätern Zeit, sagt Lehms, sind bisweilen sehr aufrichtig. Sie, denen aller Glorien höchste die Glorie des Rhetors ist, verhehlen nicht, daß reden auch hier der Zweck ist. Sie verfaßten Uebungsbeschreibungen der Natur z. B. Libonius (der Freund Julian des Abtrünnigen), des Frühlings, derselbe des Gartens. In diesen, nachdem alles aufgezählt worden, zuletzt hervorsprudelnde Quellen und fliegende Vögel, ist der Schluß: „Und dieses alles war lieblich zu sehn, aber Zuhörern es zu schildern noch lieblicher.“ Uebrigens wurde auch damals noch trotz der allgemeinen Verbildung und Geschmacklosigkeit die Leerheit und Neusehrlichkeit dieser Schilderungen hin und wieder bemerkt, wie z. B. der Kaiser Julian selbst sagt, daß den unverständigen Rhetoren, denen Gedanken und Erfindung fehlen, singende Schwäne, rauschende Bäume, thauige Wiesen, duftende Blumen u. s. w. als Ersatz dienen müssen. — Lehms warnt am Schluß vor zu strenger Verurtheilung dieser Absurditäten. Er erinnert, daß man auf keinem Gebiet sich über alle Arten von Fehlern leichter täuscht, als auf diesem, schon durch die bloße Nennung der Naturgegenstände. „Eine Rose und ein Mondschein erregen immer angenehme Empfindungen, und was vermag nicht eine Palme!“

In der christlichen Welt wie bei den monotheistischen Völkern wurde die Auffassung der Natur eine völlig andre. Dem Griechen war die Natur Göttin neben Göttern; für das alttestamentliche und christliche Naturgefühl war sie dem einen Gotte gegenüber das Werk, das seinen Schöpfer lobt, und erhielt so die Tendenz als Eines, als Ganzes betrachtet zu werden. Dies Gefühl waltet noch in Klopstocks Oden, wie es schon in Davids Psalmen

gewaltet hatte. „Geht dieselbe Richtung auch und besonders auch ins Kleine, sieht sie nach dem Schöpfer auch in der kleinen Natur, betrachtet und behätschelt sie diese mit teleologischen Hintergedanken und mit sonstigen moralischen Stimmungen über die Natur als eine gute Gabe Gottes, so entsteht das irdische Vergnügen in Gott: Brookes, Thomson, dessen Jahreszeiten (bekanntlich der Text zu Haydns Oratorium) gebührend mit einem Hymnus an Gott abschließen.“ Auf diesem Boden, auf dem auch das Ruhblümchen seine Berücksichtigung findet, steht auch der wackere J. H. Voss und andere mit weniger Gemüth und mehr Trivialität.

Doch diese Richtung veraltete. Philosophie und Dichtung vereinten sich, die Natur als beseelt zu denken; ihnen war sie „ein göttlicher, dem menschlichen verwandter, gleichgestimmter Naturgeist, in dessen einige Unendlichkeit sich die unausgefüllte Seele der poetisch angeregten Zeit im Gefühl einer Verwandtschaft hineinversenkte oder auch sehnüchtig hineinträumte“. So Goethe, so Byron, der die Natur immer versteht, der die Natur niemals abschreibt, sondern wie einer Freundin und Geliebten mit anempfindendem Verständniß jede ihrer Mienen zu deuten weiß und ihre innersten Gedanken ihr aus der Seele liest“.

So weit der Verfasser. Wir zweifeln nicht, daß dieser kurze Abriß, den wir von seiner Darstellung gegeben haben, jeden, der sich für griechisches Alterthum interessirt, begierig machen wird, sie selbst zu lesen: er wird sowol in dieser als in den übrigen Abhandlungen die wichtigsten Aufschlüsse in der anziehendsten Form finden. An diese Betrachtungen über das antike Naturgefühl aber sei uns erlaubt noch eine Bemerkung zu knüpfen. Was am meisten zur Verwirrung dieser Frage und zu ihrer Beantwortung zur Ungunst des Alterthums beigetragen hat, das war die Vermischung von Naturgefühl und landschaftlichem Gefühl. Wie lebhaft das erstere bei den Griechen (und auch den Römern) war und welchen Ausdruck es sich schuf, haben wir eben gesehen: das zweite aber besaßen beide Völker nicht, es ist eine Eigenthümlichkeit der neuern und vielleicht ausschließlich der nordischen Nationen. Das landschaftliche Gefühl setzt nicht bloß inniges Verständniß und feine Auffassung der einzelnen natürlichen Erscheinungen voraus — wer auch bloß in den Schriften der Alten geblättert hat, kann dies ihnen nicht absprechen — sondern es beruht grade auf dem Gange und dem Vermögen, die Zusammenwirkung der einzelnen Erscheinungen zu einem harmonischen Ganzen zu empfinden und dies Ganze zu beseelen, indem wir eine Verwandtschaft mit der eignen Seele hineinlegen oder hineinträumen. Daß die Alten diesen Gang nicht hatten, gibt Lehrs, und die Folge davon, daß sie kein landschaftliches Gefühl hatten, auch Humboldt zu. Hätten sie es gehabt, so wäre in naturgemäßer Entwicklung die Landschaftsmalerei daraus hervorgegangen, und diese dann wieder

zu seiner Belebung und Ausbildung das wirksamste Mittel gewesen. Statt dessen haben sie Wald und Berg, Meer und Welle, sogar Länder, Städte und andere Localitäten durch Figuren ausgedrückt. Diese Figuren sind so lange lebendig und ausdrucksvoll geblieben, als der in die Natur blickende Mensch wirklich Götter und Gestalten sah; als diese Empfindung abstarb, da wurden sie leblose Marionetten mit conventioneller Bedeutung, und auf zahlreichen antiken Darstellungen aus späterer Zeit stehn sie wie Hieroglyphen, deren Sinn nur der Antiquar versteht. Ob die Verbreitung des landschaftlichen Gefühls der modernen Poesie mehr genützt oder geschadet hat, darüber kann man wol im Zweifel sein, aber daß sie für die Kunst fruchtbar gewesen ist, wird kaum jemand bestreiten, der auch nur das Bedeutendste kennt, was die Landschaftsmalerei von Ruysdael bis Calame geschaffen hat.

Aus Beethovens spätern Lebensjahren.

1.

Mittheilungen aus einem Tagebuch.

Noch immer — trotz dem neuen Werke von Ulibischeff — entbehrt die mächtige Persönlichkeit Beethovens einen Biographen, welcher gründliche musikalische Bildung besitzt, um das künstlerische Schaffen dieser genialen Kraft kritisch zu würdigen, und Verstandniß für den Herzschlag eines gewaltigen Menschen, um das rührende innere Leben und das reine Gemüth der mächtig angelegten Natur uns verständlich zu machen. Es ist bekannt, daß grade das äußere Leben Beethovens, unglückliche Familienverhältnisse, seine Taubheit und die daraus hervorgehende Abhängigkeit von einer zum Theil unwürdigen Umgebung es nicht bequem machen, das Schöne und Edle seines Wesens zu würdigen. Denn oft erscheint der Meister gestört und befangen durch die Unselbstständigkeit und drückende Abhängigkeit von andern, zu der er verdammt ist. Und vielleicht wird grade die schönste Aufgabe seines Biographen sein, zu zeigen, wie die wuchtige Lebenskraft Beethovens doch aus solchem Kampfe immer als Sieger hervorgeht und wie er von der ihn umgebenden Welt getrennt und in immer engere Schranken eingeschlossen, doch nicht verkümmert, weder in seinen Ueberzeugungen, noch in seinen Interessen, noch in seinen Idealen schwächer wird, sondern als ein grimmiger Löwe gegen den Fehler seiner Organisation, und gegen alles, was ihn zu Wien sonst isolirte, siegreich arbeitet bis zu seinem Tode.

So lange nicht eine solche Biographie mit deutschem Fleiße das vorhan-